



„Die Korsettstange der Front“: Als diese bezeichnet Christoph Rass, Historiker der RWTH Aachen, den Westwall, welcher dem Hitler-Regime gegen Kriegsende eine „Verlängerung der Agonie erlaubt“ habe. Fachleute suchen nach einem Weg zum verantwortungsvollen Umgang mit den Überresten der NS-Diktatur.

FOTOS: AXEL VOGEL

Gegen die „Enthistorisierung“ des Westwalls

GESCHICHTE Ist die Anlage aus dem Zweiten Weltkrieg ein Denkmal, ein Ausflugsziel für Touristen oder eins für Ewiggestrige? Experten suchen nach Wegen zum „verantwortungsbewussten Umgang“

Von Axel Vogel

BONN. „Hellenthal will fünf Westwall-Bunker kaufen“ oder „Westwall soll vermarktet werden“ – so lauteten zuletzt Schlagzeilen im Zusammenhang mit einer der größten NS-Festungsbauten. 630 Kilometer lang ist der Befestigungsgürtel aus geschätzt 17 000 Bunkern sowie 127 Kilometer „Höckerlinien“ zwischen Kleve und Basel. Anders als noch vor einigen Jahren stehen in vielen Kommunen die Zeichen auf den Erhalt der Anlagen, die der Bund als Eigentümer lange Zeit systematisch dem Erdboden gleichgemacht hatte. Die Vereinnahmung einzelner Bunker aus Hitlers Beton-Altlast etwa in „Bunkervereinen“ stößt aber nicht überall auf Begeisterung. Historiker und Museumsleute sagen: Die Geschichte des Westwalls ist zu ambivalent, als dass Laien oft selektiv einzelne Bunker dem unbedarften Touristen ohne Distanz präsentieren sollten. Wie man zu einem „verantwortungsbewussten Umgang“ mit den Überresten der NS-Anlage gelangen könnte, diskutierten Experten jetzt auf der Fachtagung „Zukunftsprojekt Westwall“ im Universitätsclub Bonn.

Kontrovers war bereits der erste Beitrag: Vor einer „Enthistorisierung“ des Westwalls warnte Frank Möller von der Gesellschaft für interdisziplinäre Praxis in Köln. Möller gehört zu den schärfsten Kritikern jener Westwall-Geschichte, wie sie etwa das Museum Gerstfeldhöhe aufbereitet: Dort seien Waffensammlungen in einer einzelnen Bunkeranlage ohne Einordnung in den ambivalenten Gesamtkontext zu sehen. Solche Museen schüfen mit isolierten, festungstechnischen Details beim Betrachter „eher Identifikation als Distanz“, monierte der Journalist auf der bestens besuchten Tagung,

zu welcher der Arbeitskreis für historische Kulturlandforschung in Mitteleuropa (ARKUM) eingeladen hatte. Auch einigen „Festungsforschern“, sprach Möller die Fähigkeit zur seriösen Aufbereitung ab, was er mit Buchzitaten belegte. Der Faschismus taue eben nicht als „Erlebnisangebot“. Vielmehr komme es bei der musealen Aufbereitung darauf an, „die Westwallfaszination zu brechen“.

Einen interessante Erklärung für den Westwall-Mythos bot der Psychologe Hermann-Josef Berk an. Ausschlaggebend für die bei manchen Menschen bis heute nachwirkende Faszination des Bauwerks sei die NS-Ideologie: Die habe es vermocht, ein „aggressiv manisches Lebensgefühl“ zu fördern, zu dem die individuelle Teilhabe an den als „gigantisch“ apostro-

phierten Bauprojekten gehörte. So hätten selbst Durchschnittsbürger geglaubt: „Ich bin der Westwall!“.

Ob es sich bei dem Bollwerk nur um ein militärisch überschätztes „Propagandainstrument“ gehandelt habe (Berk nennt es die „größte je in Beton gegossene Zeitungsente“), hinterfragte der Historiker Christoph Rass von der RWTH Aachen. Es sei eine Ironie der Weltkriegs-Geschichte, dass gerade das im europäischen Vergleich „am wenigsten ausgebaute Befestigungssystem am längsten gehalten wurde“. Sein Fazit: Der Westwall als „Korsettstange der Front“ habe dem Hitler-Regime gegen Kriegsende eine „Verlängerung der Agonie erlaubt“.

Überhaupt war eine Erkenntnis der Tagung: Es fehlt an „einer umfassenden wissenschaftlichen Kon-

textisierung“ (sagt Professor Winfried Schenk von ARKUM) ebenso wie an einer Bestandsaufnahme der Westwallüberreste.

Warum die bislang so dürftig geraten ist, erklärte Wolfgang Wegener vom Amt für Bodendenkmalpflege in Bonn. Der schwierige denkmalpflegerische Umgang mit dem NS-Relikt sei „keineswegs aus einem Guss“ gewesen. Vielmehr bestand die Geschichte des Westwalls nach 1945 zunächst meist aus Sprengungen und Zerstörungen – erst durch die Siegermächte, dann aus Gründen der Verkehrssicherheit durch den Bund.

Als Ergebnis seien in Nordrhein-Westfalen von einst 3 300 noch etwa 400 Bunker übrig, meist als Ruine. Wegener ließ keinen Zweifel am „Denkmalwert des Unerfreulichen“: „Jeder Bunker ist ein un-

verzichtbares Denkmal.“ Um einem Wildwuchs bei Denkmalpflege und Musealisierung vorzubeugen, schlug er die Einrichtung einer zentralen Dokumentationsstelle vor, etwa in der ehemaligen NS-„Ordensburg“ Vogelsang. Auch Karola Fings vom Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten in NRW fordert: „Die Deutungshoheit muss in öffentlicher Hand bleiben.“

Voraussetzung für die Musealisierungsdiskussion ist jedoch eine Bestandsicherung, sagt Thomas Otten vom Ministerium für Bauen und Verkehr NRW. Abgerissen sei ein Geschützstand schnell. Keine Dokumentation und kein Museum aber könne den „Denkmalverlust“ dann wettmachen. Es sei „dringend geboten, mit weiteren Abrissgenehmigungen sparsam umzugehen“, sagte Otten mit Blick auf das jüngst in NRW ausgelaufene Abriss-Moratorium: Konkret stehen rund 40 „Sicherungen durch Totalabriss“ an, berichtet Wegener.

Otten erinnerte daran, dass neben den Denkmalpflegern auch Naturschützer zu Verbündeten geworden sind, seit sich der Westwall zum Refugium bedrohter Tier- und Pflanzenarten entwickelt hat: So verfolgt der Bund Umwelt- und Naturschutz (BUND) ein Projekt „Grüner Wall im Westen“. Für Frank Möller ist dieser Ansatz völlig inakzeptabel: „Ihr Naturbegriff ist in der Romantik begründet und lässt den Krieg als Wunde erscheinen, die Natur als etwas Heilendes“, sagte er in Richtung des NRW-BUND-Vorsitzenden Paul Kröfges. So werde historisch „alles zerfleddert, was widersprüchlich ist“. Kritik an der Kritik ließ da nicht auf sich warten: Ohne die gescholtenen Naturschützer, Bunkerforscher und Hobby Museen wären etliche Anlagen längst vom Erdboden getilgt, sagte ein Zuhörer im Anschluss an die Diskussion.



Denkmalverlust: Diesen Bunker in Kerschenbach (Eifel) ließen lokale Entscheidungsträger eigenmächtig mit Erde zudecken. Bunkerforscher wie Patrice Wijnands (Bild) kritisieren so ein Vorgehen scharf.